

INTEGRATION UND INTEGRITÄT:  
DIE BÖHMISCHEN LÄNDER  
UND DIE „REICHISCHE“ IDEE  
IN ADALBERT STIFTERS „WITIKO“

Von Wolfgang Müller-Funk

Integration und Integrität sind im Deutschen sehr nah verwandte Wörter, sie haben dieselbe lateinische Wurzel, und doch treten sie in beinahe gegensätzlicher Bedeutung auf, dann nämlich, wenn es um unser Thema – den Umgang mit dem Fremden<sup>1</sup> – geht. *Integration* bedeutet dann Einbeziehung des Fremden – mit der möglichen, ja sogar wahrscheinlichen Konsequenz, das Fremde und den Fremden sich dadurch vertraut zu machen, daß man ihn in das Repertoire des Bekannten, Zu-uns-Gehörigen, Vertrauten aufnimmt.

*Integrität* heißt demgegenüber Unversehrtheit, das Beharren auf Eigenständigkeit – mit der möglichen, überaus wahrscheinlichen Folge, für den anderen fremd zu bleiben, ihn draußen zu lassen, vielleicht sogar von ihm vergessen und bekämpft zu werden, unverstanden zu bleiben<sup>2</sup>.

Adalbert Stifters Roman „Witiko“ wird im folgenden als ein historisches Modell, als eine keineswegs ungebrochene, rückwärtsgewandte Utopie<sup>3</sup> gelesen, dieses Spannungsverhältnis wenn schon nicht aufzulösen, so doch in einer Balance zu halten. Darin, und nicht in der Schilderung der damaligen gesellschaftlichen Gegebenheiten

---

<sup>1</sup> Bei dem Text handelt es sich um eine überarbeitete Fassung eines Vortrags beim 2. Symposium „Grenze und Nachbarschaft“, das sich mit dem Thema „Vom Umgang mit dem Fremden“ beschäftigte.

<sup>2</sup> Zur Thematik des Fremden vgl. das Standardwerk von Julia Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt/M. 1990, sowie den von Wolfgang Müller-Funk herausgegebenen internationalen Sammelband: *Neue Heimat, neue Fremde. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage*. Wien 1992.

<sup>3</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang Ferdinand Seibt: *Stifters Witiko als konservative Utopie*. In: *Deutsche und Tschechen. Beiträge zur Frage der Nachbarschaft zweier Nationen*. Hrsg. vom Adalbert-Stifter-Verein. München 1971, 23–39. – Eher abwehrend und abwertend äußert sich Claudio Magris: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg 1966, 149–152; Magris, der Stifter einseitig dem Heimat-Sujet zuordnet, betont vor allem den konservativen Aspekt, wenn er schreibt: „Der Roman ist aber vielmehr ein Epos der grandiosen Statik und des veränderungsunfähigen Lebens, wie ja auch die Hauptgestalt keiner Entwicklung zugänglich, sondern von Anfang an fertig und gleichbleibend ist [...]. Dies ist die Sehnsucht nach einer bestätigt. Der Roman endet mit der Gründung der *Waldgemeinschaft*, dem konservativen Heimatraum des habsburgischen Friedens.“ Diese ideologiekritische Lesart setzt vorab voraus, daß die Historie lediglich eine Folie für die Gegenwart und Witiko bruchlos ein Vorbild abgibt. Adalbert Stifter gehört zu jenen (österreichischen) Autoren, die Pech gehabt haben mit ihren (zumeist affirmativen) Lesern.

liegt das Utopische in diesem so oft als idyllisch mißverstandenen Werk. Die „reichliche“ Idee, deren Legitimation vornehmlich aus einem System fester Abmachungen im Geiste eines universaleuropäischen Christentums beruht, wird nämlich (post festum) als ein Versuch interpretiert, Fremdheit und Vielfalt zuzulassen, somit auch Integration und Integrität. In diesem Sinn äußert sich der (vom römisch-deutschen Kaiser berufene) böhmische König Wladislaw ganz am Ende des Romans, als es abermals zur Streitfrage unter den böhmisch-mährischen Notablen wird, wie Integration und Integrität zu vereinbaren seien.

Integration, das bedeutet für die einen Aufgabe der Eigenart, der kulturellen Besonderheiten (wobei die Sprache nicht zur Sprache kommt). Integrität, absolut genommen, liefe auf Abschottung und Abschließung vom christlichen Europa hinaus. Wladislaw, der König, ein utopischer Geist, vertritt die Ansicht, daß Integration und Integrität einander nicht ausschließen: „Wer in Verbindung mit Fremden ist, der ist darum nicht abhängig von den Fremden, wie einer, der von einem Handelsmanne etwas kauft, von ihm abhängig ist.“<sup>4</sup> Als einen solchen Kontrakt stuft Wladislaw auch das Verhältnis zum deutschen Kaiser ein: „Ich kann es euch sagen: Wenn Friedrich weit über mein Leben hinaus in Deutschland herrscht, so wird ihm nie zu Sinne kommen, die Länder Böhmen und Mähren sich zu Füßen zu werfen oder sie auch nur zu schmälern. Das habe ich über die Verbindung und über den Umgang mit dem Fremden gesprochen.“<sup>5</sup>

Zur Raffinesse des Romans gehört, daß sich Wladislaw historisch im Irrtum befindet, und daß es der Leser des Jahres 1864 weiß. Stifter mußte weit zurück in die Historie greifen, in das 12. Jahrhundert, um eine Konstellation von Integrität und Integration ausfindig zu machen, die der Utopie einer gelingenden Versöhnung dieses Gegensatzpaares nahekommt. Dazwischen liegen für den Leser des Romans die Machtkämpfe zwischen den Přemysliden und den Habsburgern, dem fatalen Stoff von Grillparzers „König Ottokar“, die Hussitenkriege, der 30jährige Krieg (mit der Vernichtung fast der gesamten böhmisch-mährischen Nobilität), die Oberherrschaft durch das Haus Habsburg, die das Verhältnis von Integration und Integrität maßgeblich zu ihren Gunsten verschoben haben. Insofern ist Stifiers Roman Teil des habsburgischen Mythos, als sein Roman darauf hinausläuft, Böhmen und Mähren wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, was eine Revision des 1864 realen Habsburgischen Staates bedeutete. Denn nur als universalistischer Staat, der Integration und Integrität in Balance hält, wäre das habsburgische Gemeinwesen so etwas wie eine historische Hoffnung oder – später – eine Erinnerung an das, was bislang noch nicht geschehen ist.

Um das Verhältnis zwischen Tschechen, Deutschen und Österreichern in ein versöhnliches Licht zu tauchen, mußte der wohl tschechophilste Roman deutscher Zunge eine historische Konstellation wählen, in der die Eigenständigkeit eines selbstbewußten, seiner Fremdheit und Eigenheit bewußten Tschechentums der deutschen Staatsidee nicht in die Quere kommt. Wie emphatisch Stifter die Auseinandersetzung mit

<sup>4</sup> Stifter, Adalbert: Witiko. In: Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1986, Bd. V, 3, S. 270.

<sup>5</sup> Ebenda.

der tschechischen Geschichte und ihren verwickelten Problemen nimmt, zeigt auch die Widmung des Romanes: „Seinen Landsleuten, insbesondere der altehrwürdigen Stadt Prag widmet diesen Dichtungsversuch aus der Geschichte seines Heimatlandes mit treuer Liebe der Verfasser. Linz im Christmonat 1864.“ Wie man im folgenden sehen wird, ist eine nachträgliche deutschnationale Deutung der Widmung gänzlich abwegig.

Die folgende Skizze einer Analyse versteht sich als immanent und philosophisch, sie verzichtet weithin auf die Untersuchung ästhetischer Strategien, und sie beinhaltet keinen Vergleich mit der „historischen Realität“, d. h. mit diversen historiographischen Interpretationen. Wir beschränken uns im folgenden auf drei Punkte: 1) Perspektive und Panorama, 2) Die historische Ausgangssituation in der Welt des Romans, 3) Der Konflikt zwischen Integration und Integrität.

### *Perspektivik und Panorama*

Der panoramische Blick impliziert bekanntlich mehr als eine literarische Behelfstechnik zur Skizzierung der Landkarte des Geschehens. Er markiert, sozusagen von Petrarca bis Poe, einen erhabenen Gestus, Hochgestimmtheit im Sinne der Kantschen Ästhetik, die das Erhabene gleichberechtigt neben das Schöne stellt<sup>6</sup>. Wenn Stifters Roman mit dem Blick vom Böhmerwald aus einsetzt (wodurch Bayern, Passau mit Inn, Donau und Ilz, Österreich aber auch das Gebiet um die Moldau sichtbar werden), dann stiftet dies nicht nur einen übergreifenden historischen Zusammenhang, sondern charakterisiert auch den Blickwinkel, der die erhabene Perspektivik vom Raum auf die Zeit überträgt. In Stifters grandioser Überschau verknüpfen sich geographische und historische Bezüge zu einer symbolischen) Topologie.

Deshalb auch muß sich der panoramische Blick leitmotivisch wiederholen, bis am Ende der Titelheld seine Burg auf einem Bergkamm baut, von dem aus die „Dreifaltigkeit“ dieses kulturellen Raumes überschaubar wird. Der Beschluß, die Burg an dieser exponierten Stelle zu errichten, ist ein zu Stein gewordenes Bekenntnis: zur Heimat Böhmen (mitsamt Mähren), aber auch zu Bayern und zu Österreich. Bayern ist das Land, aus dem er kommt, um dem alten sterbenden Herzog, dem Vorgänger Wladislaws, seine Dienste anzubieten, aus Bayern stammt auch seine Braut, während die Mutter, Wentila, bei der alten Markgräfin in Wien lebt. Ihre Familie ist wiederum mit dem böhmischen Herzogshaus verwandt und befreundet. So erweist sich der Roman als ein System von Wahlverwandtschaften, die eine Synthese von Eigenständigkeit und Verbindlichkeit gewährleistet. Von der „Schneide des Waldes“ ist einmal die Rede, von einer Schneide, die trennt und verbindet: Österreich und Bayern vom Böhmerwald aus betrachtet, der im Roman oft nur der „Wald“ genannt wird, während seine Bewohner sich zumeist als „Waldmenschen“ bezeichnen, als Helden der Peripherie, womit eine archaische, vorzeitliche Perspektive ins Spiel kommt.

Witiko ist, wie einer seiner Kriegskameraden im wütenden Streit herablassend

---

<sup>6</sup> Zum Topos des Erhabenen vgl. den Aufsatz von Ulrich Beil: Rhetorische Phantasie. Zur Archäologie des Erhabenen. In: *Arcadia* 28 (1993) 225–255. Hier auch ein Überblick über den gegenwärtigen Stand der Diskussion seit Lyotard.

bemerkt, ein „Landstreifer“, d. h. ein Nomade, ein Heimatloser, ein Grenzgänger, der aus dem Westen kommt. Wien und das Kernland Österreichs jenseits der Enns rücken erst im zweiten Teil des Romans ins Blickfeld. Witikos Herkunft ist dunkel, was mit seiner Ortlosigkeit harmoniert. Er kommt von nirgendwo, vielleicht aus einem anderen Reich: dem der Phantasie, die dem Roman zugrundeliegt<sup>7</sup>.

Mehrfach ist – märchenhaft – davon die Rede, daß er aus einem versunkenen Adelsgeschlecht stammt, auch von einer geheimnisvollen italienischen Abkunft wird zuweilen gesprochen. Witiko entzieht sich der historischen Greifbarkeit.

Zwei unscheinbare Güter besitzt dieser nowhere man im „mittäglichen Böhmen“, in Prič und Plan. Seine martialische Tracht und sein Haar verleihen ihm das Aussehen eines Fremden, der keine Zugehörigkeit für sich reklamieren kann. Von österreichischen Turnierkollegen auf seine Haare angesprochen, entgegnet Witiko: „Wie sie die jungen Männer in Böhmen und Mähren tragen, habe ich sie nicht . . . , weil ich aus andern Ländern kam; aber unsere Ritter nähern sich schon eurer Kleidersitte; obgleich ich sagen muß, daß wenn der alte Bolemil oder Lubomir in das dunkle fließende Gewand gekleidet sind, und die reichen Gürtel tragen, es erhabener aussieht, als eure schimmernden Fähnlein. In dem Mittage des Landes haben sie enge Gewänder aus grober Wolle. Ich trage sie auch, wenn ich dort bin.“<sup>8</sup>

Gerade für den deutschsprachigen Leser ist die Perspektive in doppelter Weise verdreht und verschoben: denn das Vertraute, Österreich oder Bayern, wird aus dem Blickfeld der Kammhöhen des Böhmerwaldes in Augenschein genommen, vom Lande des Čech aus, wie es poetisch archaisierend im Roman genannt wird, dies aber nicht mit den Augen eines Autochthonen, sondern aus der Perspektive eines Randständigen, eines Fremden in der Fremde, der keinen Sitz und keine Stimme im Adelsrat in Prag besitzt, weswegen sein Auftreten dort zunächst von vielen böhmischen und mährischen Adligen als Frevel gebrandmarkt wird.

In gewisser Weise spiegelt sich in der Hauptfigur die nicht bloß ästhetische Ausgangssituation des Autors, der die Geschichte dieses Raumes aus den Höhen des Böhmerwaldes und aus der Herrschaftsperspektive Prags aus erzählt und dessen Optik sich doch mindestens so unterscheidet wie die Haartracht des Witiko, des Einwanderers, der weder Österreicher noch Bayer, also Deutscher, ist, von jener der anderen böhmisch-mährischen Ritterschaft. Mit Witiko, der Märchenfigur, tritt der Leser in eine archaische Welt ein, die an das kindliche Spiel mit Ritterfiguren erinnert. Jeder Figur werden dabei Name und Eigenschaften zugesprochen. Der bewußt schlichte, zeitlichen Abstand simulierende Duktus der Sprache, schon von jener des 19. Jahrhunderts deutlich abgehoben, unterstreicht das Modellierete. Historische Wunschbilder treten in dieser historischen Phantasie zutage, aber auch eine eigentümliche Realistik der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse.

Wo wie in der intakten Ritterwelt, die vielleicht nicht als Donquixotterie intendiert ist und doch deren Züge nicht verleugnen kann, der und das Stereotyp regiert – in Sprache, Gebärde, im Verhalten und in der strikten Rollenerfüllung – da zählt die unbedingte Ergebenheit als Erfüllung ritterlicher Kardinaltugenden. In diesem

<sup>7</sup> Stifter: Witiko Bd. V, 2, S. 89.

<sup>8</sup> Ebenda 253.

Wunschbild-Roman erfüllt der Ritter, der aus fremden Ländern kommt, dem einheimischen Herzogtum aber bedingungslos ergeben ist, ein Pflichtübersoll, das ihn zum Inbegriff des tugendhaften, christlichen Ritters macht, der, wie das Gespräch mit den österreichischen Rittern zeigt, am Althergebrachten hängt. Die eigentümliche Statik dieser Ritterspiel-Figuren, die fast geniale Absicht ist, zielt auf zweierlei: daß Utopie stets stillgelegte, vorab starre Ordnung ist und daß die innere Unbeweglichkeit dieser Ritter, die in so auffälligem Gegensatz zu ihrer körperlichen Beweglichkeit steht, mit einem Stück Zivilisationsprozeß zusammenhängt, der Zurückhaltung nicht nur der Emotionen gebietet.

Im affirmativen Bezug auf Tradition kristallisieren sich beide Momente zugleich. So verwundert es auch nicht, daß Witiko beim ersten großen Konflikt im Roman dem strengen, alten patriarchalen Prinzip den Vorzug gibt, wenn es um die Frage geht, ob der Nachfolger des todkranken Herzogs durch das Erstgeburtsrecht bestimmt oder durch die Nobilitätsversammlung gewählt werden soll. In der Logik von Legitimation muß es etwas geben, was der Wahl vorausgeht. Die Wahl ist so besehen stets nur zweite Wahl: die Erbsünde der Moderne. Die Idee des Herzogtums lebt von der Ergebenheit der Witiko, die das alte Prinzip unangetastet sein lassen wollen, und diese Ergebenheit wiederum korrespondiert mit der reichischen Idee, deren sozialer Sinngehalt mit der des böhmisch-mährischen Herzogtums zusammenfällt. Sie hat keinen weltlichen, sondern einen transzendenten Ursprung.

Seltsam sind die Begegnungen, die Stifter zwischen alttschechischem und altdeutschem Rittertum inszeniert, wobei das erstere das letztere an archaischem Glanz überbietet, weil die alttschechischen Ritter näher am mythischen Ursprung von Macht und Herrschaft sind: die Bolemil und Lubomir, die wie Komparative zu Dietrich von Bern und Hildebrand wirken, ganz und gar „heidnisch“ befangen in der inneren wie äußeren sozialen Komposition, christianisiert an der Oberfläche, ausgestattet mit einer spezifischen Naivität, die Gerechtigkeit und Gewalttätigkeit letztendlich zu ein und derselben Sache macht, protonationale Kampfmaschinen mit einem mächtigen Schild an Ehrbarkeit, Drehbuch zu einem Film, der zwangsläufig ins Triviale abstürzen müßte, weil er die Selbstverständlichkeit dieses Rittertums, das die Sprache mit kindlicher Ironie erzeugt, zum Verschwinden brächte.

#### *Die historische Ausgangssituation im Roman*

Das Kardinalproblem des Romans ist, für das Sujet nicht überraschend, die Gewalt<sup>9</sup>, wie sie in den ersten Ausführungen des später gewählten jungen Herzogs Wladislaw schnell deutlich wird: Fehden zwischen verfeindeten Adelsgeschlechtern, blutige Kämpfe innerhalb der herrschenden Dynastie, Auseinandersetzungen des Herzogtums mit dem Reich. Die Gewalt bedroht den Zusammenhalt und die Existenz des mittelalterlichen Herzogtums.

<sup>9</sup> Zur prekären Wirkung von Gewalt im Kontext sozialer Organisation und zur Bedeutung des Rivalitätsprinzips vgl. René Girard: *Das Heilige und die Gewalt*. Frankfurt/M. 1992, Kap. 1, 2, 6.

Das Treffen zwischen Witiko und dem „Scharlachreiter“ mitsamt seinem Gefolge, dem späteren Herzog und seinen Pairs, bedeutet eine Art von Inition: für Witiko und seinen Wegbegleiter, den Leser. Zum springenden Punkt wird, ob sich der Kreislauf der unbeschreiblich grausamen Ereignisse shakespeareanischen Ausmaßes wird durchbrechen lassen.

Witiko, dem Herzog ergeben, setzt auf die feste Ordnung, das Recht und die Ergebenheit, während der Blick des jungen Wladislaw nach vorne gerichtet ist. Witiko sinniert darüber, daß es nicht hinderlich sei, wenn ein anderer sich denke, Herzog zu sein, wenn er sich nur an Recht und Ordnung hielte, was zur Erwidernng Wladislaws führt: „Dann haben wir Millionen Herzöge“, rief der Scharlachreiter, „die sich alle denken, wie sie es zur Lust und Freude machen, wenn sie den Fürstenstuhl innehätten. Ich habe dir aber gesagt, daß wir alle und jeder, da die reiten, etwas Höheres vor uns haben, das uns beschäftigt, das Reich der Freude, welches die ganze Welt umspannt und gegen welches so ein Herzogstuhl nur ein kleines Gesiedel ist, auf welches niemand denkt.“<sup>10</sup>

Die Perspektive des späteren, entgegen den traditionellen Gepflogenheiten gewählten Herzogs weist als einzige über die festgefügte Ritterwelt hinaus, die doch mehr einer gewalttätigen Rechtsamkeit denn der Freude verpflichtet ist. In der Utopie eines universellen Reichs der Freude schwingt ein messianischer Unterton mit, und auch hier weiß der nachzeitige Leser, daß Wladislaws Utopie, direkt wenigstens, keine Zukunft haben wird.

Wie verhindern, daß eine Million Herzöge werden? Das ist exakt die Frage, die die nach Prag berufene Adelsversammlung entzweit: Wie kann man die Wiederkehr von Gewalt und Rache, von Fehden und Bürgerkriegen vermeiden? Und zwar nicht nur in der konkreten Situation, sondern möglichst ein für allemal? Überaus realistisch beleuchtet der Roman die zentrifugalen Kräfte des mittelalterlichen Herzogtums, die mächtigen Adligen, die immer wieder mit dem Kampf um die Macht liebäugeln, den Klerus, der bemüht ist, mit der Dynastie auch die christliche Ordnung abzusichern, die Ritter und den niederen Adel, schließlich die kleinen Leute, das Volk, die insbesondere durch Witikos Umgebung präsentiert sind und die sich anschicken, mit Hilfe Witikos in der Geschichte die Stimme zu erheben. Eine Gruppe von – vereinfacht gesprochen – Traditionalisten sieht die Ordnung der Dinge dadurch gesichert, daß die alten Spielregeln der Macht eingehalten werden. Das Anciennitätssystem regelt die Nachfolge automatisch, ganz ohne Wahl, nach dem Prinzip der dynastischen Erbregelung. Deshalb schlagen Bolemil und der Bischof von Prag vor, den ältesten Sohn des Soběslav zum Nachfolger zu bestimmen. Kompliziert wird die Sachlage indes dadurch, daß der Herzog zuvor schon den Adel durch einen Eid verpflichtet hatte, eben diesen Sohn zu seinem Nachfolger zu wählen, anstatt dessen Nachfolge, gemäß dem alten Prinzip, automatisch zu verfügen. Die Nichtberücksichtigung des Sohnes stellt sich als Wortbrüchigkeit dar, die das Land in den Bürgerkrieg stürzen und es zum Objekt ausländischer Interessen machen wird.

Zugleich aber hat das Wahlversprechen, das der Adel dem alten Herzog geleistet hat, das alte Prinzip unterlaufen. Wenn wählen, warum dann nicht auch einen ande-

<sup>10</sup> Stifter: Witiko Bd. V, 1, S. 94.

ren? Die andere Seite, angeführt durch eine eigennützig und mächtige Adelspartei, argumentiert im Selbstverständnis der Adelsdemokratie und des politischen Kalküls. In ihren Augen ist der Sohn des Soběslaw, auch ein Wladislaw, zu jung. Sie fühlen sich ihres Eides entbunden. Denn: Es war nicht vorhersehbar, daß der Herzog so früh sterben würde. Aber das ist nur ein Vorwand. Ihnen geht es um die Durchsetzung eines anderen Prinzips: der Geeignetheit und Fähigkeit soll es sein, der das Land regiert. Und gewählt soll er sein. Daß der Herzog damals um die Zustimmung des Adels gebeten hatte, ihn zur Wahl Soběslaws verpflichtet hatte, läßt sich umgekehrt als Recht der Adelsversammlung interpretieren, den Nachfolger aus freien Stücken zu bestimmen, im Notfall auch gegen den Wunsch des sterbenden Herzogs. Der Legitimation der Ordnung durch die Tradition, die eine Eskalation der auseinanderstrebenden Kräfte unterbinden möchte, stellt sie das moderne Prinzip der Legitimität und Legitimation durch Wahl entgegen, die das politische Regiment nicht dem Zufall des Blutes und der Erstgeburt überlassen will.

Ideologiekritisch wird alsbald deutlich, daß sich hinter dieser plausiblen Argumentation egoistische Motive verbergen, die ganz in die Richtung gehen, daß jeder ein Herzog, d. h. der eigentliche Herrscher, sein möchte. So unterstützen die mährischen Notablen Konrad von Znaim, während die größere, entschiedener Adelsclique unter dem Einfluß des mächtigen Načerat, Wladislaw, den „Scharlachreiter“ durchsetzen.

Während diese Gruppe illusorischerweise darauf baut, in Wladislaw ein gefügiges Werkzeug ihrer partikularen Interessen gefunden zu haben, scheinen einige Vertreter der traditionellen Gruppierung Hoffnungen in den neuen, gegen ihren Willen gewählten Herzog zu setzen. So sind Bolemil und Sylvester nicht persönlich gegen Wladislaw eingestellt. Sie hatten für die alte Herrschaftsordnung (und damit gegen die freie Wahl) optiert, auch um den Preis, daß der offenkundig Ungeeignete, der alsbald zum Spielball fremder Interessen wird, der Regent des Landes geworden wäre: lieber ein Untüchtiger, der Frieden zu garantieren schien, als ein Tüchtiger, dessen Wahl unweigerlich zu neuen Turbulenzen führen wird. Nachdem aber der sterbende Herzog seinen Sohn Soběslaw aufgefordert hat, um der Interessen des Landes willen, von seinem Anspruch zurückzutreten, stellen sich viele Anhänger des alten Prinzips nach und nach auf die Seite des ambitionierten juvenilen Herzogs, als letzten Witiko, des unbekanntenen Ritters aus der Ferne.

Die Akteure im Konflikt tauschen ihre Rollen, und es ist erstaunlich, wie fein, unaufdringlich und präzise der Roman das machtpolitische Gewebe aufdröseln, wie er sich in einer feudalen Gesellschaft ergibt. Oder anders ausgedrückt: Stifter ist ein (älterer) Zeitgenosse von Marx.

Wladislaw erweist sich als eigenständiger Akteur, als Promotor einer gewissen Modernisierung, der den machtpolitischen Spielraum extensiv zu nutzen weiß. Er erfüllt damit auch die Erwartungen seines toten Onkels, des vormaligen Herzogs, der prophezeit hatte, daß Načerat über Wladislaw nicht siegen würde.

Wladislaw befestigt seine eigenen Burgen, knüpft enge Bande mit den Bischöfen von Prag und Olmütz, hält Tuchföhlung mit den kleinen Leuten. Was ihm vorschwebt, ist ein soziales, zentralistisches, eigenständiges Herzogtum, mit dem freilich eher unbedeutenden Österreich freundschaftlich verbunden, zugleich Teil eines Uni-

versums, für das der römisch-deutsche Kaiser steht. Durch diese Außenpolitik gelingt es ihm, die Revolte des Adels zu überstehen.

Denn seine einstigen Fürsprecher, die Notablen des Landes, darunter eine ganze Schar von Verwandten der eigenen Dynastie, proben die Illoyalität und den Aufstand. Zum Klassenkonflikt zwischen Hochadel und Volksregent gesellt sich noch ein regionaler, aktualistisch gesprochen, einer zwischen einem linken böhmischen Zentralismus und einem konservativ mährischen Regionalismus. Nach schweren verlustreichen Kämpfen in Südböhmen und der Belagerung der Stadt Prag gelingt Wladislaw am Ende, allerdings nur mit Hilfe der kaiserlichen Heerscharen, der Sieg über seine Widersacher, nicht zuletzt dank der kleinen Leute, der „Waldmensen“ aus dem „mittäglichen Böhmen“, die Witiko befiehlt.

Insgesamt aber verschärft der überstandene Adelskrieg die Frage nach dem Verhältnis Böhmens und Mährens zum Reich, somit eben jene, wie es um das Verhältnis von Integration und Integrität bestellt sei.

### *Integration und Integrität*

Die gewaltsame Auseinandersetzung um die Herrschaft im Lande bedroht dessen Integrität. Und sie bedroht auch Wladislaws eigene Herrschaft und seine ehrgeizigen Pläne. Wieder stellt sich der klassische Konflikt ein: Soll man in der verzweifelten Lage Hilfe von auswärts holen und sich damit in Abhängigkeit begeben von einer fremden Macht? Durch die Anerkennung der Wahl seitens des sterbenden Herzogs sei, so argumentiert Wladislaw, seine Wahl „Recht geworden“. Mit Hilfe ausländischer Verbündeter kann diesem Recht Geltung verschafft werden. Der letzten Endes friedlichen Idealen verpflichtete neue Herzog versucht seine Anhänger aber auch dadurch zu überzeugen, daß er humanitäre Gründe anführt: „Schon auf dem Berge Wysoka ist vieles Blut unglücklicher und unschuldiger Leute vergossen worden, jetzt wird vieles Blut in leichtfertigen, freventlichen, unnützen und heftigen Kämpfen vergossen, bis zur Schlacht ist vieles Eigentum vernichtet worden, und wird noch vernichtet.“<sup>11</sup>

Der historische Stoff zeigt gegenwärtige Muster: das Muster eben jener Utopie, die bestimmte universale Traditionen des abendländischen Europas einer in ihre nationalen Kämpfe verstrickten Moderne ins Gedächtnis ruft, ja geradezu beschwört. Wladislaws Reich ist nicht nur als eines der Freude, sondern auch als eines des Friedens gedacht – ein Fremdkörper im ritterlichen Tugendkatalog. Abermals stellt der alte Bolemil die negativen Seiten der letztlich auch von ihm mitgetragenen Entscheidung heraus. Seine Argumentation verdankt sich einem Fatalismus der Geschichte und der Logik der Gewalt. Die Ursache für den Bürgerkrieg sieht er noch zu Ende des Romans in der Verletzung des angestammten Rechts: „Ich habe auch erkennen gelernt, wann es eine böse Saat war, die gelegt worden ist. Und auf dem Herzogsschlosse von Wyšehrad ist eine solche Saat gesäet worden. Ich habe damals unserm Herzog Wladislaw nicht wählen geholfen, weil es gegen das Recht war und weil jedes Wählen der Herzöge übel ist; aber da er dann der Herzog war und da Wladislaw, der Sohn Soběslaws, sein Recht weggegeben hat, so bin ich ihm nach meiner Pflicht gefolgt. Ich habe in der

<sup>11</sup> E b e n d a B d. V. 2, S. 34.

Versammlung gesagt, daß aus dem Wählen die Kämpfe folgen werden, wie sie in den früheren Jahren erfolgt sind. Die Kämpfe sind da, und ich bin wieder in ihnen, wie ich früher in ihnen gewesen bin.“ Und dann folgt der entscheidende Satz: „Ich habe auch gesagt, daß in Nachfolgekämpfen der Fremde gerufen wird, es ist so gewesen, und muß so sein, entweder ruft ihn der eine Teil oder es ruft ihn der andere, oder er kommt, wenn die Teile sich bis zum Niedersinken zerfleischt haben, selber.“<sup>12</sup>

Die Logik derartiger politischer Konstellationen überdauert die Jahrhunderte: die „Fremden“, die sich das Herzogtum einverleiben, es – vornehmer ausgedrückt – in ihren Herrschaftsbereich integrieren werden, tragen andere Namen, das ist der reale Kern von Bolemlis freudloser Philosophie: Immer ist der Kleinere in Gefahr, das Opfer eines Größeren zu werden: größere Mächte, größere Ideale. Über die Welt des Romans hinaus gesehen, könnte die hussitische Reformation (die freilich bereits im Schatten der Macht der *casa austriaca* agiert) als der verzweifelte und moderne Versuch gewertet werden, dem großen Fremden ein für allemal einen Riegel vorzuschieben: im Sinne eigener, „kleiner“, authentischer, nationaler Ideale. In dem Fall ist die Option, die der Roman buchstäblich auf- und vorführt, die Versöhnung zwischen Universalismus und Partikularismus eine, die wenigstens über Jahrhunderte mißlungen ist. Aber österreichische Dichter sind im allgemeinen keine Hegelianer, die dem Lauf der Weltgeschichte im Sinne einer zuverlässigen Instanz zustimmen. Wie Joseph Roth, so beschwört auch Stifter die verpaßten Gelegenheiten von gestern, die die Katastrophen von heute oder morgen sind. Zum Antimodernismus der österreichischen Nach-1848er-Literatur gehört, wie Claudio Magris zu Recht betont, jener Einspruch gegen eine Moderne, die den Nationalismus gebiert. Gegenüber diesem soll die Erinnerung an ein vermeintlich überkommenes Prinzip, das Vielfalt und Einheit, Integrität und Integration verbindet, hochgehalten werden<sup>13</sup>.

Das Treffen in Nürnberg, auf der Burg des deutschen Königs Konrad, macht sinnfällig, daß beide Seiten ihre Beziehungen unterschiedlich bewerten und interpretieren. Für Stifters böhmischen Herzog ist der deutsche König ein Blutsverwandter wie der österreichische Pfalzgraf. Von Freunden darf man allemal Hilfe erwarten.

Das Verhältnis zum Reich definiert Wladislaw beinahe ausschließlich im Hinblick auf die gemeinsame christliche Idee, deren Repräsentant im weltlichen Konrad ist. Nicht als deutscher König, sondern auf Grund seines römischen Rechtstitels ist er das nominelle, symbolische Oberhaupt in Europa. Das Herzogtum Böhmen und Mähren ist dessen souveräner Bestandteil. Innerhalb und Außerhalb, so etwa lautet die Formel, die Integration bejaht, ohne Integrität preiszugeben. Der Streit im Herzogtum ist von daher besehen ein eigenständiger Konflikt, zugleich aber auch eine Angelegenheit

<sup>12</sup> Ebenda 38.

<sup>13</sup> Vgl. hierzu Claudio Magris Charakterisierung des „Habsburgischen Mythos“ im gleichnamigen Buch, a. a. O., S. 7–27. Der „Habsburgische Mythos“ scheint mir geistesgeschichtlich ein Erbe des römisch-deutschen, universalistischen Kaiser-Mythos zu sein. In ihn ist letztlich so wie der böhmische König auch Stifters Text eingebunden: das impliziert Einspruch gegen den Lauf der Geschichte, Revision bei der Weltgeschichte als Weltgericht (mit und gegen Schiller bzw. Hegel). Vgl. dazu auch die Arbeiten von Georg Weipert (Stifters Witiko. München 1967) und Klaus Neugebauer (Selbstentwurf und Verhängnis. Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Verständnis von Schicksal und Geschichte. Tübingen 1982).

des Reiches: Seine Gegenspieler, so argumentiert Wladislaw, verhöhnten „das Reich“, das heißt, sie sind Integristen.

Eher integrationistisch verstehen die kaiserlichen Erzbischöfe und deutschen Herzöge das Verhältnis zum Nachbarn. Sie betrachten Böhmen und Mähren als einen Teil des „Reiches“. Der Erzbischof von Mainz erinnert daran, daß sein Bistum „in den christlichen Dingen über die Länder Böhmen und Mähren waltet“. Markgraf Heinrich von Österreich betont, daß auch der verstorbene Herzog seinen Verpflichtungen gegenüber dem Kaiser nachgekommen ist; er hat zu den Romfahrten Reiterscharen gestellt und hat auch die „Fürstentage des Kaisers“ besucht, hat nach kriegerischen Auseinandersetzungen mit diesem dessen Leben geschont: „Ich meine, das Reich soll wie aus anderer Rücksicht so auch aus Rücksicht der Freundlichkeit mit Böhmen umgehen, und dadurch die eigene Stärke mehren.“<sup>14</sup>

Beide Seiten halten letztendlich den prekären Status des Herzogtums offen. Wladislaw braucht Hilfe: Zu seiner Zwangslage gehört auch, daß er den latenten Konflikt zwischen Integration und Integrität nicht auflösen können. Am Ende stimmen dann alle scheinbar unterschiedslos auf das Lob des Reiches ein: „das Reich, das Reich, das Reich“<sup>15</sup>.

Am Schluß des Romans bricht der Konflikt wieder auf, als Wladislaw von Kaiser Friedrich zum König erhoben und gleichzeitig zum Kriegszug gegen das aufständische Oberitalien, voran die Stadt Mailand, ‚eingeladen‘ wird. Diesmal ist es der alte Wšebor, der mahnend die Stimme erhebt. Ähnlich wie Bolemil plädiert auch Wšebor für Tradition und Integrität: „Es sind viele hundert Jahre vergangen, seit der Vater Čech mit seinen Begleitern über die Ströme in dieses Land gekommen ist. Und sie haben ruhig gelebt und haben die Nachbarn nicht beraubt. Und wenn Feinde gegen das Land gekommen sind, so haben sie dieselben abgewehrt. Die Fremden, welche als Gäste gekommen sind, haben sie beherbergt und gepflegt. Und wenn ein fremder Mann einem Manne dieses Landes ein Geschenk gegeben hat, so hat er es dankbar angenommen und hat den fremden Mann wieder beschenkt. Aber niemals haben sie von dem Fremden ein Geschenk für das Land angenommen, daß er nicht ein Recht an das Land bekomme. Darum haben sie auch nicht in entfernten Ländern Hilfe leisten müssen. Sie sind daheim in ihrer Sitte geblieben, und es ist das Gesetz geworden, daß sie nicht in Kriegszüge weit über die Grenzen des Landes gehen dürfen.“<sup>16</sup>

Ein überaus aktueller Konflikt. An dieser Stelle wird nebenbei deutlich bemerkt, daß traditionalistischer Integristismus und christlicher Universalismus im Roman einander gegenübergestellt werden. Das Daheim-sein-in-den-Sitten wurzelt wie die mythische Gestalt des gesetzgebenden Vaters in vorchristlichen Traditionen, die hier als Gesetz des Vaters reaktualisiert werden sollen – womöglich basiert auch moderner Nationalismus, der Stifter wohl vor Augen stand, in diesem Rückgriff auf ein archaisches Gesetz des Vaters.

In jedem Fall dient die Sicherstellung des Eigenen der Abgrenzung. So hebt der Abt von Strahow das Trennende zwischen Deutschen und Tschechen hervor, wenn er

<sup>14</sup> Stifter: *Witiko* Bd. V, 2, S. 78.

<sup>15</sup> Ebenda 79.

<sup>16</sup> Ebenda Bd. V, 3, S. 259.

erwähnt, daß der deutsche Kaiser von Pfalz zu Pfalz ziehe, während die Tschechen ihre Heiligtümer in der uralten Stadt Prag beherbergten. Gezo steigert das sichere Besitzgefühl ins Superiore, wenn er stolz äußert:

„In unserem Lande ist die Säule unseres Gebetes, ist die Säule unserer Andacht, ist die Säule unserer Macht und ist die Säule unserer Ehre. Bei den Deutschen aber sind allerlei Pfalzen der Könige, sind allerlei Städte, und der König hat in keiner seinen goldenen Stuhl und zieht von der einen zu der anderen.“<sup>17</sup>

Mit der Krönung durch des Kaisers Gnaden und durch die Teilnahme am Italienzug (die als Gegenhilfeleistung wohl unvermeidlich geworden ist) hat der Herzog und nunmehrige König, so der Einwand, sein Land den Deutschen ausgeliefert. So sieht es ein anderer Traditionalist, nämlich Božebor: „Das Land ist der Quell der Ehren und der Macht. Es ist die Quell der Ehren und der Macht, und ein anderer Quell ist eine Pfütze. Hoherlauchter Herzog Wladislaw, wer hat dich genötigt, von den Deutschen Ehre und Macht zu gewinnen? Hätten wir dir nicht beides geben können? Wir haben den Kaiser Lothar besiegt und haben von ihm die Königskrone gewonnen. Konntest du sie nicht von uns empfangen? Du wärest dann ein König der Böhmen gewesen, und wir hätten dich auf unsern Schilden getragen. Jetzt aber bist du ein deutscher König und mußt den Lohn zahlen.“<sup>18</sup> Der Hinweis auf die eigenen Sitten, die viel älter seien, darf dabei ebensowenig fehlen wie die prophetische Aussage, daß sich infolge der „deutschen“ Krönung Herrscherhaus und Adel (wohl auch das Volk) einander entfremden würden: „Unsere geheiligten Gebräuche, unsere heimatlichen Sitten, unsere vorväterlichen Geräte werden verschwinden, und so groß der Fels des Herzogsstuhles ist, so werden Jahre kommen, in denen man nicht mehr weiß, wo er gestanden ist. Wenn wir die Sache eingeleitet hätten, so hätten wir das Geheiligte sichern können. Die Könige werden wie du ohne uns handeln, sie werden ihres Glanzes pflegen, und wir werden die Diener und Sklaven eines Herrn sein.“<sup>19</sup>

„Witiko“ ist der Roman einer schier ausweglosen Logik: Weil bei der Herrschaft das alte Recht gebrochen wurde, kam es zum Kampf, weil es zum Kampf kam, erfolgte die Intervention einer fremden Macht, die daraus auch das Recht ableitete, die Herrschaft des Siegers zu garantieren und durch die Verleihung der Königswürde ihre Autorität herauszustreichen. In arge Bedrängnis geraten, entwirft Wladislaw in der Auseinandersetzung mit seinen „national-tschechischen“ Kontrahenten eine politische Utopie im europäischen Maßstab, die über das Herzogtum hinausweist, eine Utopie, die er in der Gestalt des jungen Kaisers Friedrich von Hohenstaufen repräsentiert sieht, der die europäischen Händel mit Macht und Geschick, mit seiner persönlichen Autorität, aber auch mit Waffengewalt geschlichtet hat.

Friedrich ist der Freund im geistigen Sinn. Noch einmal akzentuiert Wladislaw seine Auffassung der „reichischen“ Idee. Er sieht sich als christlicher Lehensmann des römischen Kaisers, nicht als Untertan einer fremden politischen Macht. Er versteht sich als Gleicher unter Gleichen. Das europäische Universalreich ist ein geistiger Zusammenschluß. Vehement bestreitet Wladislaw die Zugehörigkeit seines Herzog-

<sup>17</sup> Ebenda 269.

<sup>18</sup> Ebenda 266.

<sup>19</sup> Ebenda 267.

tums zum deutschen Herrschaftsgebiet: „Wenn Friedrich die Länder Böhmen und Mähren zu einer deutschen Mark machen wollte, wie einmal vor ihm der Kaiser Karl mit dem Land der Awaren bis zur Rab gethan hat, so würde der Streit ein schwerer sein.“<sup>20</sup>

Die Integrität des Landes ist freilich nicht nur von außen, sondern auch von innen bedroht, wie die früheren blutrünstigen Adelsfehden zeigen. Nicht nur muß die Souveränität des Landes anders legitimiert werden als zu den mystischen Zeiten von Vater Čech, vielmehr ist eine gewisse Integration für Wladislaw unverzichtbar, wenn der Herzogstuhl unverrückbar bleiben soll, wie seine Kritiker fordern. Wladislaw verwirft die traditionelle Legitimation, wie sie die Vorredner im adelsdemokratischen Disput vorgeschlagen haben: „Unser Land ist der Quell aller Ehren und aller Macht. Aus dem Land fließt Ehre und Macht; aber der höchste Quell aller Ehren und aller Macht ist der allmächtige Gott. Er sendet Gaben und Geschenke, auf die Ehre und Macht folgt, und er sendet die, welche Ehre und Macht vertheilen dürfen.“<sup>21</sup> Der Ehre und Macht verteilen darf, ist der vom Papst gekrönte römische Kaiser, der aus historischen Gründen, aber nicht zwingend, zugleich deutscher König ist. Stifiers Roman provoziert, schon zum Zeitpunkt seines Entstehens, zwei Einwände: einen historischen und einen philosophischen.

Machtpolitisch war es durchaus nicht unrealistisch gedacht, Integration und Integrität auf diese Weise zu verknüpfen, solange zum Beispiel ein Staufer Kaiser war. Daß die Wahl einmal auf einen armen Reichsgrafen fallen würde, der mit Österreich belehnt wurde (insofern steht das erwähnte Grillparzer-Stück in interessantem Gegenlicht zum „Witiko“), brachte die angestrebte Synthese zu Fall. Der Nachbar, der Fremde von nebenan, erwies sich als bedrohlich, wie umgekehrt ein Triumph der Przmysliden womöglich die vollständige Integration Böhmens und Mährens bewerkstelligt hätte, die historisch mißlang. Erst im 19. Jahrhundert gewann die alte Fragestellung ihre volle Bedeutung zurück: auf sie hat Stifiers Roman reagiert, und hinter der historischen Kostümierung darf man getrost die Akteure des 19. Jahrhunderts erblicken.

Wer freilich, gegen einen rabiaten Integrismus „Macht und Ehre“ gewährleisten, legitimieren soll, bleibt nach dem, was man als Tod Gottes bezeichnet hat, einigermaßen offen: die Menschenrechte vielleicht? Aber es scheint ja auch – wie Gott – der „Kaiser“ abhanden gekommen zu sein, der ihnen zum Durchbruch verhelfen könnte. Bleibt vielleicht nur die pragmatische Hoffnung, die Wladislaw an einer Stelle ausspricht: Der Handel und die Kontrakte, die verbinden<sup>22</sup>.

<sup>20</sup> Ebenda 269.

<sup>21</sup> Ebenda 271.

<sup>22</sup> Für weiterführende Literatur vgl. Stiehm, Lothar (Hrsg.): Adalbert Stifter. Studien und Interpretationen zum 10. Todestage. Heidelberg 1968. – Stoessel, Otto: Adalbert Stifter. Eine Studie. Stuttgart 1925. – Grossmann-Stone, Barbara S.: Adalbert Stifter and the Idyll. Frankfurt/M. et al. 1990. – Grudmann, Stefan: Typographie/Text: Stifter und Kafka. Frankfurt/M. 1990. – Müller, Franz: Adalbert Stifiers Witiko: Eine Deutung. Graz 1954. – Killy, Walther: Romane des 19. Jahrhunderts. Wirklichkeit und Kunstcharakter. Göttingen 1963. – Kunisch, Hermann: Die Ordnung des Seins bei Adalbert Stifter. Berlin 1968.